

CHRISTIAN MÜRNER

## Verkörperter Ambivalenz

### Autobiografien als Ausdruck anderer, gelebter Geschichten zu Behinderung

„Verkörperter Ambivalenz“ ist eine Analogiebildung zu „verkörperter Differenz“. Die Disability Studies, d.h. die kulturgeschichtlichen Studien zu Behinderung, die erstmals 2001 im Rahmen der Ausstellung „Der (im) perfekte Mensch“ in Deutschland vorgestellt wurden, beschreiben Auffälligkeiten, die gewöhnlich als „Behinderungen“ erscheinen, als „verkörperter Differenz“.<sup>1</sup> „Behinderung“ ist dementsprechend keine eindeutige Kategorie, ihre Ambivalenz besteht vor allem im medizinischen und behindertenpädagogischen Umgang der Hilfsbemühung, die unter Umständen zu Entmündigung führen kann. Die Ambivalenzerfahrung behinderter Personen spiegelt sich in der Abhängigkeit und dem Autonomiebestreben, dem Behindertsein und dem Behindertwerden. „Verkörperter“ heißt, dass das Auffallende eines Körpers gewissermaßen zur Schau gestellt wird, aber auch als kulturelle Konstruktion oder Inszenierung verstanden werden kann. Die Beschwerde, dass man behindert wird, schließt nicht aus, dass Beeinträchtigungen auch Beschwerden zur Folge haben können. Dies kann „verkörperter Ambivalenz“ genannt werden.

Wie in der Pädagogik so auch in der Kulturgeschichte: Selbst „der gewaltige Aufschwung der Körpergeschichte [hat] bislang die Geschichte behinderter Körper weitgehend beiseite gelassen“.<sup>2</sup> Das mag sich in den letzten Jahren geändert haben, nicht zuletzt durch den sich weiter etablierenden Ansatz der „Disability Studies“ und der „Disability History“.<sup>3</sup> Deren kulturgeschichtliche, pädagogische und soziale Dimension besteht darin, „andere Geschichten“<sup>4</sup> zu Behinderung zu erzählen und zu sammeln, um perspektivische Identifizierungsmöglichkeiten zu schaffen. Die Art und Weise subjektiven Befindens in Wechselbeziehung zu den objektiven Befunden bringen am besten autobiografien behinderter Autorinnen und Autoren zum Ausdruck. An einigen ausgewählten autobiografisch orientierten Büchern, die in den letzten Jahren erschienen sind, werden einzelne Aspekte

und die Problematik der „verkörperter Ambivalenz“ vorgestellt und kommentiert. Es lassen sich an diesen autobiografischen Erzählungen emanzipatorische Prozesse beobachten. Die meisten Autorinnen und Autoren haben sie in vergleichsweise jungen bzw. mittleren<sup>5</sup> Jahren, um die 40, geschrieben. Diese Übergänge von Abhängigkeitsverhältnissen sind zunehmend, auch mit Assistenz, selbstbestimmt und stellen das Ambivalente von exklusiven zu inklusiven, von vorbestimmten zu offenen Situationen dar.

#### 1. Auswahl, Titel, Untertitel und Klappentext

Mein Ansatzpunkt war die Sammlung und Lektüre von autobiografischen Publikationen, die in deutschsprachigen Verlagen erschienen sind [siehe die Auswahl von 40 Buchumschlägen]. Die Auswahl ist exemplarisch gedacht und inhaltsanalytisch bezogen auf das Thema Ambivalenz.

#### 2. Sechs Beispiele von Autobiografien

Im Folgenden referiere ich sechs Beispiele von Autobiografien, wobei das erste Beispiel ein Buch ist, das schon 1970 erschienen ist und das als eine der ersten zeitgenössischen Autobiografien im Zusammenhang der deutschen Behindertenbewegung modellbildend betrachtet werden kann für die dann im Zentrum stehenden, kommentierten Autobiografien ab dem Jahr 2000 bis 2016.

##### 2.1. Christa Schlett

Titel und Untertitel des Buches von Christa Schlett lauten: „... Krüppel sein dagegen sehr – Lebensbericht einer spastisch Gelähmten“.<sup>6</sup> Die drei Punkte am Anfang des Titels deuten auf eine fehlende konträre Aussage. Sie wird nicht aufgelöst, das heißt vorausgesetzt. Der Titel nimmt eine Redewendung auf, die aus der Bildergeschichte der Knopp-Trilogie von Wilhelm Busch stammt. Die

Verszeilen lauten: „Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr.“<sup>7</sup> Die Verse beziehen sich auf die Probleme des Vaters Knopp mit der Erziehung und Entwicklung seiner Tochter Julchen als schweres Unterfangen im Unterschied zu deren „leichten“ Zeugung. Die Schwierigkeiten erscheinen verallgemeinert als Kontroverse zwischen Sein und Werden. Der Titel von Christa Schlett betont das Sein, das „Krüppel sein“. Spannend ist das vor allem auf dem Hintergrund, dass Christa Schletts Buch zu einer der ersten emanzipativen Äußerungen gehört, denn heute wird nicht das Sein, sondern das Werden hervorgehoben mit dem Slogan: „Wir sind nicht behindert, wir werden behindert.“

Die Taschenbuchausgabe von 1984 von Christa Schletts Buch nimmt auf dem Titel die emanzipative Dimension bildlich auf und zeigt ein Demonstrationsfoto mit dem Transparent „Nicht der Behinderte ist zu bedauern, sondern die Gesellschaft, die ihn ablehnt.“ Schon der erste Satz von Christa Schlett, der nun auch auf dem Titel zitiert wird, ist Programm: „Wenn ich mein Leben betrachte, so waren es fast 39 Jahre, dass ich damit verbrachte, Behinderte zu sein und dann erst Mensch.“<sup>8</sup> Es dauerte nochmals 30 Jahre, bis diese simple Umdrehung – zuerst Mensch, dann Thematisierung der Behinderung – ins institutionelle Bewusstsein drang: Im Jahr 2000 änderte bekanntlich die größte deutsche private Förderorganisation ihren Namen „Aktion Sorgenkind“ in „Aktion Mensch“. Aber Christa Schletts Lebensbericht ist kein politisches Manifest, sondern eine differenzierte Auseinandersetzung. Sie schreibt, dass sie „richtig“ leben wolle und fragt sich zugleich, was das heißen soll.<sup>9</sup> Sie notiert: „Ich fühlte, ein Recht zu haben, alle Leute, die mich bemitleideten, aus tiefster Seele verachten zu dürfen.“<sup>10</sup> Sie fordert die vorbehaltlose Anerkennung der Behinderung, andererseits sagt sie, dass kein Behindert der das Recht habe, „sich hinter seiner Behinderung zu verstecken“.<sup>11</sup> Zudem: „Ich sehe in meiner Behinderung keine Aufforderung zur Demut, sondern einen Anreiz zum

Widerspruch.“<sup>12</sup> Daraus resultiert bei Christa Schlett später die Kritik an den Therapeuten, aber auch die Einsicht: „Den geheimen Groll gegen Nichtbehinderte kann wohl kein Behinderter ablegen.“ Während die erste Auflage noch mit einem Vorwort und einem Nachwort von Experten erschien, fehlen diese in der Taschenbuchfassung, dafür finden sich darin ein Tagebuch von 1975 und ein Text mit dem Titel „Kanten müssen sein“ von 1983 von Christa Schlett. Fazit der Ausgabe von 1970 war: „Der Behinderte ist normal, wenn man ihn normal behandelt.“<sup>13</sup>

Diese Position des „Normalisierungsprinzips“ kann heute als Selbstverständlichkeit gelten. Versteht man sie allerdings als Kritik an der Normalität, ist sie durch eine spezifische Ambivalenzerfahrung charakterisiert.

## 2.2. Gérald Métroz

Der Buchumschlag (Buchgestaltung: Thomas Reisch, Bern; Fotografie: Hannes Schmid, in Zusammenarbeit mit pro infirmis Schweiz) von Gérald Métroz' Lebensbeschreibung (aufgezeichnet von Jacques Briod) mit dem Titel „Ich lass mich nicht behindern“, 2002 auf Deutsch erschienen,<sup>14</sup> wirkt aussagekräftig und ohne Umwege in Schrift und Bild. Vielleicht schaut man aber doch bei dem Schweizer Journalisten und Sportmanager Gérald Métroz, geboren 1962, zuerst auf seinen muskulösen Oberkörper im engen rosa Leibchen, dann vielleicht auch auf seine Glatze und seinen locker selbstsicheren Blick. Diese Elemente einer Körperinszenierung im Porträt lenken ab, aber ergänzen auch die sowohl offensive wie authentische Darstellung der körperlichen Behinderung. Das Porträt von Gérald Métroz wurde im Übrigen auch für eine Sensibilisierungskampagne der „pro infirmis“, einer schweizerischen kostenlosen Beratungsstelle für behinderte Menschen, verwendet. Métroz schildert in seinem Buch unter anderem, wie er seine Beine bei einem Unfall verlor und wie er sich fragt, warum seine Beine verschwunden sind und dass er sie heute selbst nicht mehr haben wolle. Wird hier in Bild und Text mit dem Schock argumentiert oder mit dem Vorbild als neuem kulturellen Phänomen, mit existenzieller und zugleich ästhetischer Ausdruckskraft? Oder geht es eher um eine neue Art Körperkult der Einbeziehung ungewöhnlicher und außerordentlicher Personen? Es kann sein, dass hier Anreiz und Absicht auseinanderfallen,<sup>15</sup> dass also das Umschlagfoto provozieren und schockieren soll, während die Titelseite „Ich lass mich nicht behindern“ bei-

spielhaft für Selbstbestimmung gedacht ist. Dadurch würden Betrachtung und Betroffenheit fixiert. Man könnte auch von einer Produktions-Ambivalenz in Konkurrenz zur Rezeption-Ambivalenz sprechen, als Unterscheidung der Perspektive des Autobiografen und der Sicht auf ihn und seiner medialen Vermittlung durch den Buchumschlag, Klappentext oder weiterer begleitender Werbemittel.

## 2.3. Pamela Pabst

Pamela Pabst, die „erste von Geburt an blinde Strafverteidigerin“, wie der Klappentext gleich doppelt festhält, streckt ihre Hand „immer zuerst“ dem Mandanten hin, denn „eine mir hingehaltene Hand kann ich ja nicht sehen“, schreibt sie.<sup>16</sup> Als der Mandant irritiert darauf reagiert, wenn die Rechtsanwältin Pabst sagt, dass man sehen werde, was man tun könne, ergänzt sie: „Auch wenn man blind ist, benutzt man dieselben Ausdrücke wie die Sehenden.“<sup>17</sup> Pabst bewertet ihre Blindheit weder positiv noch negativ. Sie notiert: „Es gab kein ‚Erweckungserlebnis‘ für mich, bei dem ich plötzlich feststellte, anders zu sein als die anderen. Vielmehr lernte ich ganz selbst verständlich und wie jeder andere auch, die Welt auf meine Weise wahrzunehmen.“ Bei ihrer Frühgeburt war es der lebensrettende Sauerstoff, der ihre Augen schädigte.<sup>18</sup> Sie hat einen minimalen Sehrest, kann aber das rechte Auge überhaupt nicht mehr öffnen und bemerkt humorvoll: „So laufe ich durch mein buntes Leben und drücke immer ein Auge zu. Ich finde, das ist nicht die schlechteste Lebenseinstellung.“<sup>19</sup> Sie berichtet auch von ihrer großen Freude, dass es einen Aktionstag „Blind am Steuer“<sup>20</sup> gibt, denn sie fährt gern Auto, wie sie auch fernsieht,<sup>21</sup> auch wenn sie anfügt, dass sie keine „hellseherischen Fähigkeiten“<sup>22</sup> habe, die man dennoch vielen Blinden oft zuschreibe. Pabst wurde integrativ beschult, da die Direktorin der Grundschule mit dem Leiter der Sehbehindertenschule liiert war. Aufgrund ihrer Erfahrungen begreift sie die Inklusion und das gemeinsame Lernen als Win-win-Situation,<sup>23</sup> obwohl sie sagt, dass sehbehinderte Schülerinnen und Schüler zusätzliche Hilfen bräuchten, die nicht einfach abgeschafft werden könnten.<sup>24</sup> Sie schreibt: „Heute denke ich, dass Inklusion an sich eine gute Sache ist, weil sie praktisch auf das Leben vorbereiten kann. Allerdings ist sie vielleicht nicht für jedes Kind mit Behinderung das Richtige.“<sup>25</sup> Ohne fundierte gegenseitige Vorbereitung sei ihrer Meinung nach für sensible Kinder ein „geschütztes Umfeld“<sup>26</sup> möglicherweise

geeigneter. Pabst berichtet auch von einigen „kuriösen Geschichten“,<sup>27</sup> die auf ihre Erscheinung als Blinde zurückgehen, z.B. dass sie zugleich als „geistig eingeschränkt“ behandelt werde oder man nur mit ihrer Begleitung spreche, doch sie glaubt, dass ihre „Souveränität“<sup>28</sup> im Umgang auf die Umwelt ausstrahle.

## 2.4. Raúl Aguaya-Krauthausen

„Meine Mutter ist eine Deutsche, mein Vater Peruaner, geboren bin ich in Lima, aufgewachsen in Berlin“,<sup>29</sup> schreibt Raúl Aguaya-Krauthausen. Er studierte Gesellschafts-, Wirtschaftskommunikation und Design, „Querdenken“ war gewissermaßen sein Hauptfach, denn es bot ihm die Chance, wie er sagt, „nicht als Mobilitätseingeschränkter im Rollstuhl, als der mit den Glasknochen wahrgenommen zu werden“.<sup>30</sup> Dabei stellte er zugleich fest, dass seine Behinderung kein Nachteil war, also die Behinderung, die er, wie er notiert, „fast mein ganzes Leben lang versucht hatte zu überspielen und auszugleichen“.<sup>31</sup> Zur Behinderung notiert er: „Osteogenesis imperfecta, so der medizinische Fachbegriff, ist nicht heilbar und erblich bedingt, weswegen ich wahrscheinlich auch keine Geschwister habe. Ich bin kleinwüchsig und habe aufgrund der Schwere der Ausprägung nie laufen gelernt. Als ich jünger war, wurde ich viel getragen und saß anfangs in einem Buggy. Den ersten Schieberollstuhl bekam ich mit sechs. Meine Brüche habe ich irgendwann aufgehört nachzuzählen, ihre Zahl dürfte bei gut hundert liegen.“<sup>32</sup> Die Knochenbrüche brachten unerfreuliche Erfahrungen in Krankenhäusern und unterschiedliche Empfehlungen des Umgangs wie „in Watte packen“ oder „in Gips legen“, die möglicherweise mit ein Grund waren, dass seine Mutter Medizin studierte. Und er ergänzt: „Die allesamt gutgemeinten Versuche, mich zu einer Auseinandersetzung mit meiner Behinderung zu bewegen, haben meine Abwehrhaltung ihr gegenüber und deren Leugnungsversuche vermutlich noch verstärkt.“<sup>33</sup> Andererseits berichtet er, dass er in einer Englischarbeit einen Text abgibt, in dem er sein trauriges, einsames Leben ohne Freunde schildert und dafür eine Eins bekommt, aufgrund der authentisch wirkenden Darstellung. Doch seine hintergangenen Mitschüler protestieren und können belegen, dass er allein auf „Mitleid gemacht“ habe.<sup>34</sup> Durch ein Praktikum bei Radio Fritz erwacht sein Medieninteresse, was sicher auch im Zusammenhang mit seiner Schlagfertigkeit zu sehen ist, indem er ernsthafte

## BÜCHER



Überlegungen mit Humor, Witz und Ironie präsentiert.<sup>35</sup> 2003 startet er mit seinem Cousin Jan das Projekt „SOZIALHELDEN“, ein inzwischen etabliertes Medien-Netzwerk, das „mit kreativen Ideen auf soziale Probleme aufmerksam“ macht und diese „im besten Fall“ zu beseitigen versucht.<sup>36</sup> Doch Aguaya-Krauthausen problematisiert auch, dass er sich nicht allein wegen seiner Behinderung für die Rechte behinderter Menschen engagiere, sondern weil er dafür

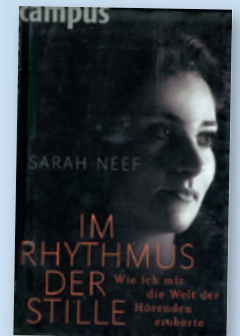
kompetent sei. Die Einsicht dieser wesentlichen Unterscheidung sieht er für sich als „Befreiungsschlag“.<sup>37</sup> Dennoch resultiert aus den von ihm initiierten Projekten oft, dass er „als ihr Aushängeschild unfreiwillig zum Berufsbehinderten gemacht“ wird.<sup>38</sup> Sein Leben habe er in seinem Buch nur in Ausschnitten aufgezeigt, schreibt er zum Schluss, und es sein keine Frage, dass es mit mehr Aufwand verbunden sei, als dasjenige nicht behinderter Menschen, doch sei es

auch „nicht ausschließlich“ durch seine Einschränkung dominiert.<sup>39</sup>

### 2.5. Sebastian Urbanski

Zu Beginn seines Buches berichtet Sebastian Urbanski über die Anfrage, ob er seine Stimme für die deutsche Fassung eines spanischen Films ausleihe. Der Film erzählt die Geschichte und Liebesgeschichte Daniels, eines Mannes mit Down-Syndrom, ange-

## AUTOBIOGRAFIEN IM WANDEL DER ZEIT



lehnt an den realen Pablo Pineda, der mit Trisomie 21 seine Schulbildung erfolgreich abschloss und Schauspieler wurde. Urbanski kannte Pineda durch Presseberichte schon vorher und er war ein Vorbild für ihn. Er musste „lippensynchron sprechen“. Der deutsche Übersetzer passte den Text genau auf den Typ Urbanskis an: „Denn bei Menschen, die das Down-Syndrom haben, ist der Gaumen schmaler und die Zunge breiter. Deswegen sprechen manche von uns oft et-

was langsamer und undeutlicher als andere Menschen. Viele benutzen auch lieber kurze Wörter, mit wenigen Silben.“<sup>40</sup> Es war naheliegend, für einen Schauspieler mit Down-Syndrom auch einen Synchronsprecher mit Down-Syndrom zu engagieren. „Sonst würde es nicht authentisch sein, Nachmachen würde ‚behindert‘ klingen“, hieß es und so stieß man auf das Theater RambaZamba und dessen Mitglied Urbanski, denn in der Synchronsprecher-Datenbank gab es keine

Schauspieler mit Down-Syndrom.<sup>41</sup> Allerdings kann das Down-Syndrom nicht als ausschließliches Qualitätsmerkmal eines Schauspielers betrachtet werden. Zudem sagt Urbanski, dass er sich durch das Down-Syndrom „überhaupt nicht“ beeinträchtigt fühle. „An mir ist alles dran und alles drin.“<sup>42</sup> Bei RambaZamba lernte Urbanski eine Rolle „richtig verkörpern“.<sup>43</sup> Über eine Herausforderung berichtet er im Zusammenhang seiner Rolle in dem Film „So wie du bist“ bei

der Szene, in der Jugendliche rufen: „Hey, da sitzen zwei Mongos! Hob gar net g'wusst, dass die fra rumlaufen dürfen!“ Urbanski erschrickt, eine solche Diskriminierung hat er noch nicht erlebt. Doch die Jugendlichen sagen nach der Aufnahme, dass er das nicht ernst zu nehmen brauche, denn das sei nur Text, den sie im Film sprechen müssten und nicht ihre Meinung.<sup>44</sup> Es lässt sich sagen, dass Urbanski hier eine Subjekt-Objekt-Ambivalenzerfahrung machte. Denn es ist möglich, den „Schauspieler als Subjekt“ von seiner Rolle bzw. der „Figur als Objekt“ zu trennen, aber nur, wie Helmuth Plessner bemerkte, „falls man sich bei dieser Unterscheidung der Tatsache bewusst bleibt, dass dieses Objekt ein Subjekt sein soll, mit dem er [der Schauspieler] sich während des Spiels identifiziert“.<sup>45</sup> Hinzukommt, dass nach Ansicht von Raúl Aguaya-Krauthausen problematische „Parallelwelten“<sup>46</sup> entstehen, wenn behinderte Personen in Filmen von nichtbehinderten Schauspielern verkörpert oder gespielt werden. Im Übrigen war in inhaltlichem Bezug „Mongolismus“ lange Jahre ein medizinischer Fachbegriff, wurde aber gleichzeitig als Schimpfwort gebraucht, wie es noch Urbanskis Eltern erlebten und als beleidigend empfanden.<sup>47</sup> Urbanski verließ nach der elften Klasse ohne Abschluss die Schule, er arbeitete in einer Werkstatt im Bereich Hauswirtschaft, dann stieß er über einen Studienkollegen seiner Mutter zum Berliner Theater-Ensemble RambaZamba.<sup>48</sup>

## 2.6. Heidi Fischer

Heidi Fischer hat in einer Verpackungswerkstatt gearbeitet, in den letzten zehn Jahren aber beim inklusiven Künstler-Netzwerk barner 16 in Hamburg. Hier schrieb sie ihre Autobiografie, assistiert und lektoriert von der Leiterin der Literaturwerkstatt, Daniela Chmelik. Ursprünglich waren es fast 40 Word-Dateien unterschiedlichen Umfangs, die längste enthielt 141 engbeschriebene Seiten, sie hatten Titel in Großbuchstaben wie ALLES ÜBER MEINE ENTWICKLUNG VON KLEIN AUF AN BIS JETZT oder RESTE FÜR MEIN BUCH AUCH SEHR WICHTIG.<sup>49</sup> Das Buch trägt den Titel KREISELVERKEHR und ist gegliedert wie ein Lexikon von A bis Z. Heidi Fischers autobiografische Auseinandersetzungen kreisen in eigenwilligen Wiederholungen um die „Angst vor Ablehnung“<sup>50</sup> bis zu den „ziemlich dollen Zeitgefühlsproblemen“<sup>51</sup>, von Forderungen und Überforderungen bis zu Streit und Stress, von Freundschaften übers pudelwohl Fühlen bis zum weniger Weinen.<sup>52</sup> Sie schreibt: „Ich selber lebe in meiner ganz eigenen Welt, auch wenn ich mich mit anderen Leuten un-

terhalten kann und sogar auch einen großen Freundeskreis habe und mir Freunde/innen und Freundschaften immer, immer sehr, sehr wichtig sind und ich mich sehr doll freue, wenn ich immer wieder neue kennenlerne, trotzdem lebe ich in meiner ganz eigenen Welt, und mir selber ist es immer, immer sehr, sehr wichtig alles, alles immer, immer unbedingt nur in meiner ganz eigenen, gewohnten und vertrauten Art und Weise zu machen, mir selber ist es wirklich, wirklich immer wichtig, immer unbedingt alles, alles nur so zu machen wie ich es in meiner Kinderzeit und Jugendzeit gelernt habe, mir ist es wirklich, wirklich immer, immer sehr, sehr wichtig alles, alles immer, immer unbedingt nur so zu machen wie ich es am allerallerbesten kann und kenne, denn das gibt mir immer, immer sehr, sehr viel Sicherheit ...“<sup>53</sup> Um 1977 kam Heidi Fischer, die am 16. Mai 1975 in Lübeck geboren wurde, ins Altonaer Kinderkrankenhaus, weil sie, wie sie selbst berichtet, „für meine 2 1/2 Jahre viel zu zart und klein war und da haben die Ärzte im Altonaer Kinderkrankenhaus meine allgemeine Entwicklungsretardierung und sekundäre autistische Verhaltenssymptomatik festgestellt, jedenfalls habe ich heute immer, immer sehr, sehr oft das Gefühl, dass ich mit 10 oder 12 Jahren in meiner Weiterentwicklung stehen geblieben bin, denn ich bin ja auch heute noch körperlich sehr zart und klein und ich denke, fühle und handele heute immer noch ganz genauso wie damals und überhaupt läuft bei mir alles Mögliche nicht meinem Alter entsprechend, ich bin 38 Jahre alt, aber die Dinge und Situationen laufen bei mir ganz genauso wie damals ...“<sup>54</sup> Eine Selbstbiografie ist zwingend mit einer subjektiven Sicht verbunden, erscheint aber selten so ungekünstelt in ihrer Empfindsamkeit, Emotionalität und Verwundbarkeit wie bei Heidi Fischer, die von ihrer Lektorin eine „Autobiografiekünstlerin“ genannt wird. Die charakteristische, rhythmische Ausdrucksweise hat nichts Kurioses, sondern wirkt unmittelbar und in roher Form literarisch, ohne hohe Literatur nachzuahmen. Heidi Fischers autobiografischer Text existierte, bevor er seine Form als Buch bekam, und dass man das bei der Lektüre merkt, fasziniert wie jede produktive Ambivalenz.

## 3. Autobiografie, Verkörperung, Identität und Ambivalenz

Die Autobiografie wird als eine Erzählung begriffen, die versucht, Zusammenhänge und Verständnis herzustellen in Bezug auf das eigene Leben und dessen Verlauf bis

zum Zeitpunkt der schriftlichen Abfassung oder des festgehaltenen, ursprünglich mündlichen Berichts. Dabei wird eine Reihe von Erfahrungen und Erlebnissen meistens in chronologischer Darstellung ausgewählt und ihnen ein einmaliger, charakteristischer Sinn zugewiesen. Für Autobiografien, in denen eine Behinderung des Autors oder der Autorin eine Rolle spielt, kann gelten, dass sie im Kontext der „Disability Studies“ einen Ausdruck anderer Geschichten zu Behinderung beinhalten, weil es um die Perspektive eines oder einer Betroffenen geht und nicht um die Sicht auf oder über die Behinderung, die sonst in der Regel überwiegt.

In einer Autobiografie exponiert sich ein Autor oder eine Autorin und zugleich werden Beschränkungen deutlich, neben Idealisierung und Beschönigung, neben Eitelkeit und Bescheidenheit, finden sich Verlegenheit und Zweifel, das ist nach Plessner die kennzeichnende „ambivalente Lage“<sup>55</sup> des menschlichen Verhaltens.

Die Bedeutung der Autobiografie liegt „jenseits von falsch und richtig“<sup>56</sup>. Die Autobiografie erscheint zwar als Dokument, das man überprüfen kann, aber bestimmte Phänomene können literarisch ausgeschmückt werden, ohne dass man sagen könnte, dass sie Irrtümer sind oder Lücken verbergen. Der literarische Anspruch einer Autobiografie – gewiss nicht die Hauptintention<sup>57</sup> – wird selten erfüllt, ist also nicht vergleichbar einem guten Roman, doch die Fantasie in Formulierungen kann unter Umständen abwechslungsreich, eindringlich oder in roher Form Authentisches vermitteln. Ein Slogan der Behindertenbewegung heißt „Nichts über uns ohne uns“, das entspricht auch einer autobiografischen Auseinandersetzung.<sup>58</sup>

„Die Identität ist der reale Ausgangspunkt für die Autobiografie“, schreibt Philippe Lejeune.<sup>59</sup> Gemeint ist, dass mit dem Eigennamen auf dem Buchtitel die Identität von Autor, Ich-Erzähler und Protagonist (ebenso Autorin, Ich-Erzählerin und Protagonistin) des Buchtextes angezeigt werden. In diesem Zusammenhang der Identität spielt nun die Behinderung in den ausgewählten Autobiografien eine Rolle, die z.B. Pamela Pabst benennt, indem sie sagt: „Als Sehende würde ich meine Identität verlieren. Wäre ich nicht blind, wäre ich eine andere. Und vielleicht auch weniger besonders.“<sup>60</sup> Nach Kurt Lüscher werden vier Dimensionen der Ambivalenz<sup>61</sup> unterschieden, die lassen sich anhand der beispielhaft genannten Autobiografien in einigen Aspekten akzentuieren.

**(1) Differenzieren:** In Pamela Pabst Autobiografie findet sich diese Differenzierung, die zugleich Gemeinsamkeit beinhalten kann, z.B. nicht nur in der Sprache (so dass Blinde eben auch fernsehen), sondern auch im gemeinsamen Lernen, das aber an den jeweils Beteiligten selbst orientiert sein sollte.

**(2) Oszillieren:** In der Autobiografie von Sebastian Urbanski zeigt sich dieses Hin und Her, Auf und Ab, Beschleunigen und Verlangsamten in der Art der Sprache und ihrer Synchronisierung sowie in der Verkörperung einer Rolle, sei es im Leben, auf der Bühne oder im Film, das heißt, ob diese nicht auf geschlossene geschützte Räume beschränkt sind, sondern auf einer dynamischen Wechselseitigkeit beruhen.

**(3) Signifizieren:** Raúl Aguaya-Krauthausen schildert und thematisiert in seiner Autobiografie wie er seine Behinderung verdrängt, ihre Bedeutung ignoriert und ihr dann an bestimmten existenziellen Übergängen einen neuen Sinn zuschreibt, mit weitreichenden beruflichen Konsequenzen und Erfolgen sowie mit Sprachwitz.

**(4) Praktizieren:** In Heidi Fischers Autobiografie kommt vor allem im Empowerment, in der Befähigung im Umgang mit Sprache, das Verhältnis von Ritual und Kreativität

zum Ausdruck, das sich auch in der zugleich offenen wie verzögerten Eigenwelt spiegelt. Die Kategorisierung als Behinderung, die nicht allein auf eine verbale und stereotype Eigenschaftszuschreibung begrenzt wird, impliziert ihre Dekategorisierung, die bestehende Kategorien reflektiert und transformiert, aber nicht auflösen kann und ohne den Bezug zu den erfahrbaren, individuellen, autobiografischen Merkmalen nicht auskommt.<sup>62</sup> Ähnliches gilt für die „Perspektive Inklusion“. Wenn dafür der bekannte Slogan „Es ist normal, verschieden zu sein“ herangezogen wird, geht es beim Inbeziehungsetzen von Normal und Verschieden meistens in erster Linie um Irritation, weniger um Ambivalenz. Es ist vorstellbar, in bestimmten Situationen sich sowohl partiell anzupassen wie auch seine Eigenwilligkeit zu bewahren. Die Irritation verliert bald ihre Wirkung, die Ambivalenz ist aber ein „sensibilisierendes Konzept“, wie Kurt Lüscher sagt.<sup>63</sup> Das dokumentieren die Autobiografien. Sie bedingen eine „Kultur des Ambivalenten“<sup>64</sup> oder sind als „Kultur der Differenzsensibilität [...] an erster Linie der Frage verpflichtet, ob und wie *Andere sich selbst* als ‚anders‘ wahrnehmen, sehen, vorstellen, darstellen etc. und inwiefern das für sie selbst lebenspraktisch maßgeblich wird“.<sup>65</sup>

Von den gelungensten Autobiografien und den ausgewählten Darstellungen von Lebenswegen der „verkörperten Ambivalenz“ bleibt der Eindruck, dass, um es mit Spinoza zu sagen, „die Zufriedenheit mit sich selbst, das höchste ist, was man erreichen kann“.<sup>66</sup> Diese Zufriedenheit, „die aus der Vernunft entspringt“, entspricht nicht der Selbstzufriedenheit im üblichen Sinn der Selbstherrlichkeit oder des Hochmuts, denn diese sind nach Spinoza „die größte Unkenntnis seiner selbst“. Im originären Vorhaben der Autobiografie aber verdeutlichen sich Ambivalenzerfahrungen zwischen Ideologie<sup>67</sup> und Unvollkommenheit sowie zwischen Erinnerung und Erzählung.

Die Autobiografie ist eine faszinierende Literaturgattung. Noch mangelt es ihr an differenzierter Anerkennung. Die Darstellung einer Behinderung als „verkörperte Ambivalenz“ in einer Autobiografie kann sich voyeuristischen Reaktionen aussetzen, aber die literarische Form erzeugt zugleich Aufmerksamkeit, z.B. für den ironischen oder reflexiven, authentischen sich annähernden Ausdruck anderer, gelebter Geschichten zu Behinderung.

1 Der Begriff zieht allerdings nicht allein einen „abweichenden“ Körper in Betracht, sondern es werden auch die als „psychisch“ oder „intellektuell“ zugeschriebenen Beeinträchtigungen als „verkörpert“ verstanden. Vgl. Anne Waldschmidt: Eine andere Geschichte schreiben? Überlegungen zur Historiografie von „Behinderung“ im Anschluss an die Disability Studies. In: Oliver Musenberg (Hrsg.): Kultur – Geschichte – Behinderung. Die kulturwissenschaftliche Historisierung von Behinderung, Oberhausen 2013, S. 102f./S. 115 (S. 101–120). Vgl. Anne Waldschmidt: Disability Studies. In: Markus Dederich/Wolfgang Jantzen: Behinderung und Anerkennung, Stuttgart 2009, S. 127. Vgl. Petra Lutz u.a. (Hrsg.): Der (im)perfekte Mensch, Köln 2003. Zur Ambivalenz siehe: Kurt Lüscher: „Homo ambivalens“, Herausforderung für Psychotherapie und Gesellschaft. In: Psychotherapeut 2010/2, S. 136–146.

2 Wolfgang Reinhard: Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie, München 2004, S. 57; vgl. Gudrun Hopf: Berührungängste mit Behinderung. In: Historische Anthropologie, 10. Jg. 2002, S. 107–114.

3 Vgl. Elsbeth Bösl/Anne Klein/Anne Waldschmidt (Hrsg.): Disability History, Bielefeld 2010.

4 Rosemarie Garland-Thomson: Andere Geschichten. In: Petra Lutz/Thomas Macho/Gisela Staube/Heike Zirten (Hrsg.): Der (im-)perfekte Mensch, Köln 2003, S. 419; „Das erzieherische Ziel der Disability Studies lautet [...] ganz einfach: andere Geschichten über Behinderung erzählen. Und das soziale Ziel dieser anderen Geschichten besteht darin, aus ‚behindert‘ eine annehmbare Identitätskategorie zu machen, in die zu gehören man sich gut vorstellen kann.“

5 Vgl. Roy Pascal: Die Autobiografie als Kunstform.

In: Günter Niggel (Hrsg.): Die Autobiografie, Darmstadt 1998, S. 153.

6 Christa Schlett: ... Krüppel sein dagegen sehr, Lebensbericht einer spastisch Gelähmten, Wuppertal 1970.

7 Wilhelm Busch: Was beliebt ist auch erlaubt, Sämtliche Werke Bd. 2, Rolf Hochhuth (Hrsg.), Gütersloh o.J., S. 270.

8 Christa Schlett: ... Krüppel sein dagegen sehr, Lebensbericht einer spastisch Gelähmten, Frankfurt a.M. 1984, S. 11.

9 Ebd., S. 56.

10 Ebd., S. 62.

11 Ebd., S. 122.

12 Ebd., S. 115.

13 Ebd., S. 123; Christa Schlett: ... Krüppel sein dagegen sehr, Lebensbericht einer spastisch Gelähmten, Wuppertal 1970, S. 128.

14 Gérald Métroz: Ich lass mich nicht behindern, aufgezeichnet von Jacques Briod, Bern 2002.

15 Vgl. Rolf Dobelli: Die Kunst des klaren Denkens, München 2011, S. 70.

16 Pamela Pabst/Shirley Michaela Seul: Ich sehe das, was ihr nicht seht, Berlin 2014, S. 13.

17 Ebd., S. 11.

18 Vgl. ebd., S. 21.

19 Ebd., S. 164.

20 Ebd., S. 30.

21 Ebd., S. 77.

22 Ebd., S. 37.

23 Ebd., S. 59f.

24 Ebd., S. 84.

25 Ebd. S. 110.

26 Ebd.

27 Ebd., S. 137/S. 140.

28 Ebd., S. 142.

29 Raúl Aguaya-Krauthausen, mit Marion Appelt: Dachdecker wollte ich eh nicht werden, Reinbek bei Hamburg 2014, S. 21.

30 Ebd.

31 Ebd., S. 37. Vgl. auch S. 142/S. 214/S. 231.

32 Ebd., S. 47.

33 Ebd., S. 57.

34 Ebd., S. 82f.

35 Vgl. ebd. S. 170f.

36 <http://sozialhelden.de/wir/>; vgl. die-andersmacher.org, hier stellen sich Menschen mit Behinderung vor und erzählen.

37 Raúl Aguaya-Krauthausen, mit Marion Appelt: Dachdecker wollte ich eh nicht werden, Reinbek bei Hamburg 2014, S. 211.

38 Ebd., S. 250.

39 Ebd., S. 251.

40 Sebastian Urbanski, mit Marion Appelt und Bettina Urbanski: Am liebsten bin ich Hamlet, Frankfurt a.M. 2015, S. 21f.

41 Ebd., S. 22.

42 Ebd., S. 254.

43 Ebd., S. 28.

44 Vgl. ebd., S. 232; vgl. S. 243.

45 Helmut Plessner: Zur Anthropologie des Schauspielers (1948), in: Ders.: Mit anderen Augen, Stuttgart 2004, S. 153.

46 Raúl Aguaya-Krauthausen, mit Marion Appelt: Dachdecker wollte ich eh nicht werden, Reinbek bei Hamburg 2014, S. 247.

- 47 Vgl. ebd., S. 40/S. 51.  
 48 Vgl. ebd., S. 160f.  
 49 Heidi Fischer: KREISELVERKEHR, Hamburg (barner 16 Barnerstraße 16, 22765 Hamburg), 2016, S. 251.  
 50 Ebd., S. 15f.  
 51 Ebd., S. 240.  
 52 Ebd., S. 85/S. 187/S. 87/S. 148/S. 220.  
 53 Ebd., S. 76.  
 54 Ebd., S. 79.  
 55 Helmuth Plessner: Elemente menschlichen Verhaltens (1961), in: Ders.: Mit anderen Augen, Stuttgart 2004, S. 87.  
 56 Georges Gusdorf: Voraussetzungen und Grenzen der Autobiografie, in: Günter Niggel (Hrsg.): Die Autobiografie, Darmstadt 1998, S. 141.  
 57 Vgl. Günter de Bruyn: Das erzählte Ich, Über Wahrheit und Dichtung in der Autobiografie, Frankfurt a.M. 1995, S. 21.  
 58 „Niemand kann doch besser wissen, was an und in ihm ist, als der Mann selbst, wenn er nur redliche Unbefangenheit und Kraft genug hat, sich zu zeigen, wie er ist“, schreibt Johann Gottfried Seume in „Mein Leben“ (1813), zit. nach Michaela Holdenried: Autobiografie, Stuttgart 2000, S. 153.  
 59 Philippe Lejeune: Der autobiografische Pakt, in: Günter Niggel (Hrsg.): Die Autobiografie, Darmstadt 1998, S. 215.  
 60 Pamela Pabst/Shirley Michaela Seul: Ich sehe das, was ihr nicht seht, Berlin 2014, S. 43. Zur Frage einer „behinderten Identität“ vgl. Udo Sierck: Goldener Käfig a.D. – Identitätsfindung trotz Sonderschule, in: Christian Münner/Udo Sierck (Hrsg.): Behinderte Identität, Neu-Ulm 2009, S. 19: „Das eigene Erscheinungsbild, die eigenen Bewegungen weichen ganz offensichtlich von der Normalität der Umgebung ab. Daran gibt es nicht zu deuteln und es hilft kein Herumreden. Das Sichtbare zu akzeptieren und nicht selbst zu erschrecken und zu verstecken, sondern sich selbst zum Objekt zu machen und zu beobachten gehörten zur Wahrung der eigenen Identität und zum Handeln als Subjekt.“  
 61 Kurt Lüscher: Sozialisation und Ambivalenzen. Bausteine eines Vademekums, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 2/2014, S. 125–128.  
 62 Vgl. Markus Dederich: Unterstützung durch Dekategorisierung?, in: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 1/2016, S. 49.  
 63 Kurt Lüscher: Ambivalenz, eine soziologische Annäherung, in: Walter Dietrich/Kurt Lüscher/Christoph Müller: Ambivalenzen erkennen, aushalten und gestalten, Zürich 2009, S. 25.  
 64 Kurt Lüscher: Sozialisation und Ambivalenzen. Bausteine eines Vademekums, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 2/2014, S. 129.  
 65 Burkhard Liebsch: Von der Angst ‚anders‘ zu sein, zur normalisierten Verschiedenheit?, in: Soziale Welt 4/2015, S. 367.  
 66 Baruch de Spinoza: Die Ethik nach geometrischer Methode dargestellt (1677), Hamburg 1994, S. 233.  
 67 Vgl. Pierre Bourdieu: Die biografische Illusion (1990), in: Ders.: Praktische Vernunft, Frankfurt a.M. 1998, S. 76 [S. 75–82].

Wir mussten leider den Text kürzen, die Langversion finden Sie unter [www.behindertemenschen.at](http://www.behindertemenschen.at) > Archiv > Online-Extra



Georg Fraberger & Roland Raske (2016)  
**Ich verstehe dich.**  
**Endlich Klarheit in der Kommunikation**  
 Gebundene Ausgabe: 176 Seiten  
 19,99 Euro, CHF 27,95  
 Wien: Verlag Ueberreuter  
 ISBN 978-3-80007-662-8

„Keine Missverständnisse mehr!“ verspricht der Klappentext zum neuesten Buch, für das sich der bekannte Autor und Psychologe Georg Fraberger mit dem HundeCoach Roland Raske auf ein Wagnis eingelassen hat: aus der Beziehung zwischen Mensch und Hund etwas für die Kommunikation zwischen Mensch und Mensch zu lernen. Die beiden Autoren könnten unterschiedlicher nicht sein. Der eine wurde ohne Arme und Beine geboren und begleitet seit 15 Jahren als Psychologe an einer Universitätsklinik und in freier Praxis Menschen auf ihrer Suche nach Antworten auf zwei Grundfragen des Lebens: „Wie muss ich mich verhalten, dass ich gemocht werde? Und: Wie finde ich jemanden, den ich lieben kann?“ Themen, die Fraberger auch schon in seinen Büchern „Ohne Leib und Seele“ und „Ziemlich gutes Leben“ anklingen hat lassen.

Der andere ist nicht behindert und trainiert seit 30 Jahren Hunde nach einer eigenen Methode mit dem Ziel, „die Bedürfnisse eines Hundes zu erkennen, diese zu erfüllen und ihm gleichzeitig einfach und klar zu zeigen, was man von ihm möchte“. So manche Schnittstellen liegen da auf der Hand. Neben diesbezüglichen Aha-Erlebnissen dürfen sich Leserinnen und Leser über kalendersprachartige Lebensweisheiten freuen, wie z. B. „Nur wenn man sich selbst nicht kleinmacht oder abwertet, kann man wirklich wertschätzend mit anderen Menschen umgehen.“ Das Buch bietet auf unterhaltsame Art informative Einblicke in unterschiedliche Welten, die so unterschiedlich gar nicht sind. Wagnis gelungen!

PeRu



Jana Hirschfeld (2015)  
**Luisas Leben: Wunder fragen nicht**  
 Taschenbuch, 112 Seiten  
 15,30 Euro (A); 14,80 Euro (D)  
 Gelnhausen-Roth: TRIGA – Der Verlag  
 ISBN 978-3-95828-049-6

„Begleiten Sie mich durch traurige, aber auch glückliche Momente. Vielleicht tragen die folgenden Seiten ja sogar dazu bei, Ihren eigenen Lebensinn klarer erkennen zu lassen. Ich würde mich freuen“, schreibt Jana Hirschfeld in ihrem Vorwort. Auf 112 Seiten lässt sie den Leser/die Leserin teilhaben am Leben einer Familie, deren Kind Luisa die sehr seltene Erkrankung Niemann-Pick Typ C hat. NP-C ist eine vererbte Stoffwechselstörung, die durch einen Defekt des Transportes (von zugeführtem Cholesterin und anderen Stoffen) in der Zelle gekennzeichnet ist. Dabei kommt es zur Anhäufung von unverestertem Cholesterin und anderen Stoffwechselprodukten. Kinder oder Jugendliche fallen durch Entwicklungsstillstand und Verlust von erlernten Fähigkeiten auf, Erwachsene durch Depressionen.

Warum Jana Hirschfeld dieses Buch geschrieben hat? – „aus tiefstem Respekt und aufrichtiger Liebe zu unserer Tochter Luisa und unserer wundervollen Familie“; „um uns Betroffenen weiterhin eine Stimme zu geben, den Seltenen eine Stimme zu geben“; „um sowohl aufzuklären und zu informieren als auch Missverständnisse abzuwehren und Vorurteile abzubauen“ und um „dieses Leben aufzuarbeiten und zu bewältigen!“ Authentisch und ehrlich, witzig und traurig zugleich; herzergreifend, berührend – die Adjektive reichen nicht! Danke für diesen wunderbaren Einblick, der zum Nachdenken anregt und uns zeigt, dass Wunder nicht fragen ... PS: Jana Hirschfeld ist Heilpädagogin und lebt mit ihrer achtjährigen Tochter Luisa und ihrem Mann Dirk in Magdeburg. Für jedes verkaufte Buch geht eine Spende in der Höhe von 1 Euro an die Niemann-Pick Selbsthilfegruppe Deutschland e.V.

eins